

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gneuse

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Nauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 49

Sonntag, den 29. Oktober 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 29. Okt.: Ferrutius; Montag, 30. Okt.: Serapion; Dienstag, 31. Okt.: Wolfgang; Mittwoch, 1. Nov.: Allerheiligen; Donnerstag, 2. Nov.: Allerseelen; Freitag, 3. Nov.: Hubert; Samstag, 4. Nov.: Karl Borromäus.

20. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Johannes 4, 46—53.

In jener Zeit lebte ein königlicher, dessen Sohn zu Kapernaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile; denn er war daran, zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der königliche sprach zu ihm: Herr, komme hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Geh hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte dem Worte, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegnete ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da eilte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.

Was die Heiligkeit der kath. Heiligen auszeichnet, ist der Umstand, daß sich Gott herabgelassen hat, ihre Heiligkeit durch Wunder zu bestätigen. Wir können hier nicht von Wunder im allgemeinen und seiner Beweisraft für das Christentum sprechen. Das würde uns auf ein zwar höchst interessantes, aber doch zu weites Gebiet führen. Hier handelt es sich nur um die Wunder, die Gott durch die Heiligen wirkte. Es ist festzuhalten, daß nur Gott Wunder wirken kann, und zwar aus eigener Macht. Denn er ist der Schöpfer der Welt, der Natur und ihrer Geseze. Und wie der Uhrmacher in das wunderbare Räderwerk seiner selbstangefertigten Uhr eingreifen kann, ohne die Uhr zum Stillstand zu bringen oder ihr Gangwerk zu stören, so vermag auch der Schöpfer des Weltalls dessen Geseze in Einzelfällen aufzuheben oder nach einer anderen Richtung zu lenken, ohne deshalb eine Störung der Weltordnung zu veranlassen. Wenn nun die Geschichte festgestellt hat, daß auch viele Heilige Wunder gewirkt haben, dann ist das so zu verstehen, daß kein Heiliger, und wäre er auch noch so reich an Verdiensten und guten Werken und noch so hoch an Gottesliebe und Seeleneifer, aus sich imstande ist, ein Wunder zu wirken. Es ist und bleibt ein Geschöpf und ohnmächtig den Gesezen der Natur gegenüber. Wohl aber hat sich Gott der Heiligen bedient und durch sie Wunder gewirkt. Das ist der große wesentliche Unterschied zwischen den wunderbaren Handlungen, die Gott tut und die ein Mensch tut.

Wie Jesus zur Beglaubigung seiner göttlichen Sendung Wunder wirkte, so dienen auch die Wunder, die Gott durch seine Heiligen wirkt, einem ähnlichen Zwecke. Sie sollen dartun, daß der Betreffende ein Abgesandter Gottes ist (wie Moses, der vor Pharao die ägyptischen Wunder — Plagen — wirkte) und daß seine Worte wahr sind, oder sie sollen die Heiligkeit eines ver-

storbenen Menschen bestätigen (so ist die Unverweslichkeit der Leichen von manchen schon vor Jahrtausenden verstorbenen Heiligen ein von Gott zugelassenes Wunder und ein Beweis für die Heiligkeit des Verstorbenen) oder sie sollen Gottes Güte und Gerechtigkeit zeigen (so das Regentwunder, das Elias wirkte, der plötzliche Tod des Annanias und der Sapphira). Nie läßt Gott ein Wunder geschehen aus Gründen, die seiner Heiligkeit oder Wahrheit widersprechen, also etwa aus Neugierde (wie auch Jesus dem neugierigen Herodes gegenüber sich ganz ablehnend verhielt) oder Schaulust, oder zur Bekräftigung des Irrtums und der Unwahrheit. Hätte der Teufel die Macht, auch Wunder zu wirken, — keine Scheinwunder — dann würde Gott zu lassen, daß Irrtum und Lüge bestätigt würde, was sich nicht denken läßt. Aus denselben Gründen kann Gott nicht zulassen, daß ein Wunder geschehe, das die Wahrheit einer irrgläubigen Religion dartun soll. Wohl ist möglich, daß Gott die Gabe der Wunder einem außerhalb der katholischen Religion Lebenden verleiht, sogar einem unwürdigen sündhaften Menschen, aber immer nur zum Heile für andere. Der unglückliche Apostel Judas hat, als er mit den anderen Aposteln hinausgeschickt wurde, gerade so wie diese die Gabe der Wunder erhalten und ausgeübt, Kranke geheilt und Teufel ausgetrieben. Daraus sehen wir, daß der Protestantismus nicht imstande ist, Wunder namhaft zu machen, die innerhalb seiner Kirche geschehen sind. Solche Wunder sind von vornherein unmöglich. Tatsächlich bemüht er sich auch nicht, Wunder aufzuzählen, sondern setzt sein Bemühen darin, entweder die Möglichkeit die Wunder zu leugnen oder die Glaubwürdigkeit der katholischen Wunder herabzusetzen. Wenn er das erste tut, kommt er in Konflikt mit der hl. Schrift, denn diese ist voll von Wundern. Das Leben Jesu ist ja eine Kette von fortwährenden wunderbaren Tatsachen. In Wirklichkeit haben viele protestantische Kreise, darunter die gelehrtesten Männer (wie Harnack), das Wunder als vernunftwidrig abgetan und sich damit außerhalb des Christentums gestellt.

Wegen die Glaubwürdigkeit der katholischen Heiligenwunder wird angeführt, jetzt lasse sich nicht mehr nachprüfen, was von den überlieferten Wunderberichten aus der alten Zeit wahr oder nur Sage sei. Diese seien also samt und sonders als unglaubwürdig abzulehnen. Auch die Wundererzählungen der neueren Heiligen verbieten nicht mehr Glauben, da das meiste der Phantasie oder frommem Betrug seinen Ursprung verdanke. Namentlich seien die Wunder im Lourdes alle natürlich zu erklären (durch plötzliche Erschütterung des Nervensystems, Einwirkung auf die Willenskraft usw.), das ist so ziemlich die Auffassung der protestantischen und christentumsfremden Kreise. Was ist darauf zu erwidern?

zunächst ist festzuhalten, daß die katholische Kirche nur von den Wundern, die in der hl. Schrift erzählt werden, Glauben verlangt. Wer diese biblischen Wunder leugnen wollte, würde sich außerhalb der Kirche setzen. Die außerbiblischen Wunder gehören nicht zum Glaubensinhalt. Was die Heiligenlegende an wunderbaren Tatsachen aus dem Leben der Heiligen erzählt, ist also nicht Gegenstand unseres Glaubens, und die Kirche hat diese Begebenheiten auch niemals als zum Glauben gehörig erklärt und die gläubige Annahme gefordert. Es kann es also damit jeder Katholik halten, wie er will. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Wunderberichte aus der alten Kirche überhaupt keinen Anspruch auf Wahrheit

hätten. Schriftliche Denkmäler bestätigen in vielen Fällen das, was die Berichte sagen, oder machen sie wenigstens im höchsten Grade glaubwürdig. Außerdem ist die lokale Überlieferung nicht gering anzuschlagen. Mag auch die Volkspheantasie hier und da manches ausgeschmückt oder mit ähnlichen Ereignissen anderer Zeiten und anderer Orte verknüpft haben, irgend ein Kern von Wahrheit wird schon dahinter stecken. So wie das Nibelungenlied nordische Sagen mit historischem, aber ausgeschmückten Begebenheiten aus der Geschichte der Burgunden und anderer germanischer Stämme geschildert mit einander verknüpft, so mag wohl auch in der Urzeit des Christentums, da die aus dem Heidentum mit ihren Heldensagen übergetretenen Völker in Verehrung und Staunen zu ihren großen Heiligen emporblickten, das eine oder andere zu ihrem Leben hinzugefügt und unschriftlich überliefert worden sein. Die Fortsetzung unserer Gelehrten geht diesen Umbildungen nach, und noch niemals hat sich die Kirche geweigert, ehrliche, ausgemachte Ergebnisse der Geschichtswissenschaft abzulehnen. Wohl aber müssen wir es ablehnen, Heiligengestalten des Altertums und des Mittelalters in Bausch und Bogen als unhistorisch abzutun. Das ist in gleichem Maße unwissenschaftlich wie pietätlos.

Je näher wir der Neuzeit kommen, desto reicher und klarer stehen die Quellen für die Berichte über die Wunder der Heiligen. Auch die Kirche geht dazu über, feste Normen für die Prüfung der Heiligkeit eines Verstorbenen aufzustellen, und mit äußerster Strenge und Gewissenhaftigkeit werden die Untersuchungen über die Wunder geführt. Es gibt keinen Gerichtshof der Welt, der über Wahrheit und Gerechtigkeit so genau und streng zu Gericht sitzt wie die römische Behörde über die Heiligsprechung. Und damit nichts übereilt geschehe, besteht das Gesez, daß erst 50 Jahre nach dem Tode des Heiligen der Heiligsprechungsprozeß beginnen darf. (Die Vorarbeiten, wie Berichte, Vernehmung von Augenzeugen usw. dürfen von der bischöflichen Behörde schon gleich beginnen.) Ferner fordert die Kirche zur Seligsprechung zwei Wunder, die nach dem Tode des Seligen auf dessen Fürbitte gewirkt wurden. Bei der Heiligsprechung fordert sie neue Wunder. Man sieht hieraus, wie die Kirche die Wahrheit über die Wunder mit allen menschlichen Mitteln zu erfahren sucht, und wie ihre Untersuchungen allen Glauben verdienen. Eine Unfehlbarkeit in ihren Urteilen über Wunder beansprucht die Kirche nicht. Doch wäre es leichtfertig und vernunftwidrig gehandelt, wenn man sich über diese Untersuchungen hinwegsehen oder spöttische Bemerkungen darüber machen wollte, während man die Forscherergebnisse eines weltlichen Gelehrten, der nicht die Hälfte der kirchlichen Genauigkeit angewandt hat, ohne weiteres annimmt.

Was nun die Wunder von Lourdes angeht, so hat die Kirche damit nichts zu tun. Die Kirche, d. h. die Behörden in Rom, hat nicht erklärt, die Katholiken müßten die Wunder von Lourdes als wahr anerkennen, und sie wird auch weiterhin ihre Neutralität in dieser Sache aufrecht erhalten. Es besteht aber in Lourdes eine Kommission von Ärzten, die alle Fälle von wunderbarer Heilung, die ihr gemeldet werden, sofort an Ort und Stelle untersucht und dann zutreffendfalls erklärt: Diese Heilung kann natürlicher Weise nicht erklärt werden. In diese Kommission kann jeder Arzt der Welt eintreten, ganz gleich, welcher Religion oder Weltanschauung er angehört. Die Untersuchungen dieser Ärzteskommission sind, wie man sich denken kann, sehr genau, schon aus dem Grund, daß ihr hernach

niemand den Vorwurf der Leichtfertigkeit machen kann. Die Kranken müssen mehrere ärztliche Zeugnisse über den bisherigen Verlauf ihrer Krankheit vorlegen und nur solche werden, wenn sie geheilt werden, untersucht. Eine französische, in Lourdes gedruckte religiöse Zeitschrift veröffentlicht dann die Namen der Geheilten mitsamt der Erklärung der Aerztekommision und den ärztlichen Zeugnissen. Diese Veröffentlichungen, die in alle religiösen Zeitschriften der Welt übergehen, kann jeder beurteilen, wie er will. Die Kirche kümmert sich nicht darum und steht den Heilungen in Lourdes ganz fern. Trotzdem macht der moderne Unglaube der Kirche fortwährend Vorwürfe wegen der „skandalösen Vorgänge“ in Lourdes, spottet über Leichtgläubigkeit der Katholiken und fordert das Einschreiten der französischen Regierung und die Schließung von Lourdes.

Wer die Heilberichte in Lourdes unbefangen liest, oder wer selber einmal dort gewesen ist, — die Heilungen sind am häufigsten an den Muttergottesfesten — und das Glück gehabt hat, Zeuge eines Wunders zu sein, kann sich des überweltlichen Eindrucks nicht entziehen. Noch heute erinnere ich mich freudig der Pilgerreise, die ich vor Jahren mit einem französischen Pilgerzug, der von Lyon ausging, gemacht habe. Es waren fünf Extrazüge, darunter befanden sich 200 angemeldete und mit den nötigen ärztlichen Zeugnissen versehene Kranke. Von diesen 200 sind 12 geheilt worden, und von diesen 12 Heilungen war ich bei 8 Zeuge. Niemals werde ich es vergessen, wie ein Mann mit zwei Kindern, der neben mir stand, plötzlich seine Kinder von sich warf und laut schrie: *de suis guéri, ich bin geheilt!* Der Bischof von Tarbes, der zufällig in der Gruppe vor der Grotte sich befand, ging auf ihn zu und umarmte ihn. Wenn nach dem Kriege das anmutige Birendensstädtchen wieder seine Pforten öffnet und der Strom der Marienverehrer sich wieder dahin ergießt, dann werden sich auch die Wunder wiederholen. Einer, der ein Wunder sehen will, soll nur nach Lourdes fahren. Er kommt dabei auf seine Rechnung.

Es ist möglich, daß von den veröffentlichten Wundern das eine oder andere immerhin noch auf natürliche Weise erklärt werden kann, als ein niemals alle Heilungen. Und wenn auch nur in einem einzigen Falle ein Wunder angenommen werden muß, dann ist damit Maria, die Gottesmutter, von Gott als große angesehene Heilige kundgetan.

Das Wunder ist Gottes Finger, der zeigt, wo er zu finden ist und wer bei ihm in Ansehen steht. Wie es zu Christi Zeiten der Messias beglaubigt, so beglaubigt es heute die katholische Kirche als die von Gott gesandte und gewollte Kirche.

Bps.

Der hl. Wolfgang — ein uneigennütziger Arbeiter des Herrn

(31. Oktober).

Die Liebe sucht nicht das Ihrige!
1. Kor. 13, 5.

Zu den größten Helden der mittelalterlichen Kirche gehört der hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg.

Wolfgang entstammte einer vornehmen Familie Schwabens. Er wurde um 920 herum geboren. Seine erste Ausbildung erhielt er im elterlichen Hause, dann kam er an die Klosterschule der Benediktiner zu Reichenau. In Reichenau lernte er einen jungen vornehmen Mann kennen, Heinrich von Babenberg; dieser war ein Vetter des Kaisers Otto I. und ein Bruder des frommen und gelehrten Bischofs Poppo von Würzburg. Poppo hatte gerade eine neue Schule ins Leben gerufen, berühmte Lehrer dafür gewonnen, und so ging Wolfgang gerne mit dem Freunde in die schöne Frankenstein.

Als dann Heinrich von Babenberg von Otto dem Großen zum Erzbischof von Trier ernannt wurde, folgte Wolfgang dem Freunde auch dorthin. In Trier wurden dem jungen Schwaben Pfründen und Würden angeboten,

er schlug aber alle Angebote aus, nur die Leitung der Domschule übernahm er freudigen Herzens. Aber auch für seine Arbeit im Dienste der Jugend wollte er keinen Entgelt. Aus reiner Gottesliebe wollte er die reichen Gaben, die ihm Gott verliehen, der Jugend nutzbar machen. Als er dann, gezwungen, als Dekan an die Spitze der Kleriker trat, wirkte er so vorbildlich auf seine Berufsgenossen ein, daß sie, wie eine alte Chronik berichtet, „dem Studieren und Lesen oblagen, das zuvor nicht bräuchlich gewesen war.“

Leider starb Heinrich von Babenberg schon 964, Wolfgang verließ deshalb die Moselstadt, besuchte in Köln den großen Bruno und begab sich dann in seine Heimat zurück. Da sein Ruf sich durch alle deutschen Lande verbreitet, nahmen ihn die Seinen mit großer Freude und großen Hoffnungen auf. Sie suchten ihn zu veranlassen, daß er durch seine reichen Gaben und Talente den Glanz des Hauses hebe und sich selbst eine große Zukunft baue. Doch des Heiligen Sinn hatte schon lange nach dem stillen, einsamungsreichen Klosterleben gestanden. Als die Angehörigen dies hörten, bestürmten sie ihn, doch solche Pläne aufzugeben; Wolfgang erwiderte ruhig und fest: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert!“ Dann bat er, seinen Erbteil den Geschwistern zuzuweisen, ihm soviel zu geben, daß er die Reise ins Kloster Einsiedeln machen könne, nahm dann Abschied und führte seinen Entschluß sogleich aus.

In Einsiedeln wurde er gerne aufgenommen. Nachdem er die Prüfungszeit vollendet und Gott sich ganz geweiht, bestellten ihn die Oberen auch dort zum Leiter der Schule, die durch seine Tüchtigkeit außerordentlich an Ansehen gewann; aus allen Ländern strömten die Schüler herbei.

Bei einem Besuche des hl. Ulrich in Einsiedeln erhielt er die Priesterweihe und wurde dann Prior der großen Abtei.

Als 970 Bischof Pilgrim von Passau dort erschien, um Missionäre für die Nachbargebiete, besonders auch für Ungarn zu gewinnen, meldete sich Wolfgang als einer der Ersten.

Mit der Erlaubnis und dem Segen des Abtes trat der Heilige seine Missionsreise an, fand aber sogleich Schwierigkeiten, daß er einer Einladung Pilgrims folgend, nach Passau ging, um dort Wege und Mittel zu suchen für ein erfolgreicherer Wirken.

Gerade war der Bischofssitz von Regensburg erledigt, Pilgrims Gebet und Einfluß beim Kaiser brachte Wolfgang an die Spitze dieser damals noch riesigen Diözese.

Die erste Tat des neuen Bischofs war ein Ausfluß reinsten Seelenelckers, verbunden mit der seltensten Uneigennützigkeit. Die Böhmen waren zwar schon christlich, es fehlte aber noch viel Heidentum in den Landen. Die christliche Religion konnte ihre ganze Kraft nicht entfalten, weil dem Lande ein eigener Oberhirt fehlte; nur ein landeingeweihter Bischof konnte durchgreifend wirken. Trotz des Einspruchs seines Domkapitels, das nicht so uneigennützig empfand, ließ er den östlichen Teil des Sprengels mit all seinen Einkünften ab; es entstand das Erzbistum Prag und damit der religiöse Mittelpunkt des Böhmerlandes.

Gleich uneigennützig ging der Heilige vor bei der Reform im berühmten Kloster St. Emmeran. Der Regensburger Bischof war zugleich Abt dieses reichen Stiftes, so kam es daß die Ordensacht immer wieder erschlaffte. Wolfgang gab dem Kloster einen eigenen Ordensoberen; wenn er selbst auch dadurch an Einfluß und Vermögen verlor, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen wurde dadurch gefördert, denn mit dem neuen Abte zog auch ein neuer Geist in die Abtei. Auch anderen Klöstern, die alle durch die häufigen Ungareinfälle gelitten, stand er zur wirtschaftlichen wie geistlichen Erneuerung treu zur Seite.

Besondere Sorgfalt wandte er der Ausbildung und Weiterförderung seines eigenen Klerus zu. Er förderte, wo er konnte, das gemeinliche Leben. Für den Unterricht in höheren und niederen Schulen wandte er große Summen auf; den Bücherabschreibern war er

ein freigebiger Käufer, er verfaßte selbst zu Nutzen des Volkes einige Schriften. Fleißig besuchte er die einzelnen Pfarreien; mit mildem Ernste eiferte er für die Ehre seines Gottes, die Reinerhaltung der Sitten, die würdige Feier des Gottesdienstes. Dabei wollte er von seiner Herde nichts nehmen; immer geben war seine Borne. Daß er so das Wort des hl. Hieronymus treu befolgte: Der Bischof soll seinen Ruhm darin sehen, die Armen zu unterstützen — ist selbstverständlich. Bei einer Hungersnot öffnete er seine Vorräte allen Dürftigen ohne Einschränkung, und bei den Ansiedlungen in der bayrischen Ostmark unterstützte er die Kulturarbeit der wackeren Männer auf jede Weise.

In dem Streite zwischen Kaiser Otto II. und Herzog Heinrich von Bayern, stand er treu zum Kaiser. Und als Kaiser und Herzog ausgesöhnt, übernahm er die Erziehung der herzoglichen Kinder; so wurde er der Lehrer des nachmaligen Heinrichs des Heiligen, in dessen Herz er die Keime legte, die dann später so herrliche Frucht trugen.

In engstem Kreise seines Hauses war Wolfgang der einfache Mönch geblieben; in Armut und Strenge lebte er für sich, um anderen desto nützlicher sein zu können.

Auf einer Reise nach Pechlarn befiel ihn die Todeskrankheit. Er ließ sich zu Papping in die Kapelle des hl. Othmar bringen, beichtete empfing die hl. Begehr, und als dann seine Leute die fromme Menge, die ihren Oberhirten noch einmal sehen wollten, abhalten wollten, rief er sie zu sich herein mit den Worten: „Lasset die Leute herein! Nicht das Sterben, nur die Sünde ist Schande. Auch der Herr hat sich nicht gescheut, entblößt am Kreuz zu sterben. Es ziemt sich, daß ein Bischof öffentlich scheide, damit jeder sehe, was er in seinem Leben zu meiden und in seinem Tode zu fürchten habe. Möge Gott mir armen Sünder jetzt und allen zu ihrer Zeit gnädig sein!“ So schied der hl. Hirte von hinnen; es war am 31. Oktober 994. In St. Emmeran zu Regensburg ruht sein heiliger Leib in kostbarem Schrein, und in allen deutschen Landen wird er hochgeehrt.

Der hl. Wolfgang war uneigennützig und selbstlos wie selten ein Mensch. Darin ist er uns ein Vorbild sondergleichen. Je selbstloser unsere Taten sind, desto mehr nützen sie der Menschheit und desto seliger stimmen sie unsere Seelen; denn es bleibt immer wahr:

Selbstlose Liebe nur ist Hochgenuss!

P. S. A., O. F. M.

Bele

Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. A., O. F. M.

Von den stillen Tugenden.

Die Demut.

Vom Wesen der Demut:

In der Spitze der eigentlichen christlichen Tugenden schreitet gleichsam als Bannerträgerin die Demut. Sie ist mit dem Gottesohne erst in ihrer vollendeten Schönheit auf die Erde gestiegen; sie stand in wahrhaft himmlischer Verklärung neben der Gottesmutter, als sie das Wort der Rettung sprach: „Sieh, ich bin eine Dienstmagd des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte!“ Da ward Gott Mensch, da fiedelte sich die Demut auf der durch Stolz so unglücklich gewordenen Erde an. Vollwertige Früchte trägt sie nur im Garten der Gotteskirche. Aber auch in diesem Garten, wo eigentlich nur das Gute blühen und reifen sollte, gibts noch genug des Unkrautes. Und leider macht sich die schillernde Giftpflanze des Stolzes auch dorten breit. Wie kommt das? Weshalb sind auch Christen stolz und ungeberdig? Meist, weil sie das Wesen der Demut und ihre Segnungen nicht kennen.

Was ist denn Demut?

Vielleicht ist es besser, erst zu sagen, was die Demut nicht ist. Wir werden dann umso tiefer ins Wesen dieser lebenswürdigen Tugend eindringen.

Demut ist nicht fromme Selbsttäuschung. Das kann sie schon aus dem einfachen Grunde nicht sein, daß Demut Wahrheit ist; sie schlägt jede Täuschung aus. Sich Schlechtigkeit andichten, die man nicht hat, sich Vorzüge absprechen, die man hat, ist einfach Lüge. In diesem Sinne ist ganz wahr:

„Das ist echte Demut nicht,
Dah man sich glaubt ein schlechter Nicht;
Die echte Demut der nur begt,
Der echten Stolz im Busen trägt.“ (Sallust.)

Die Demut sagt uns, daß wir von Natur zum Bösen neigen, sie sagt uns aber auch, daß wir durch die Erlösung bei Gott wieder in Gnaden aufgenommen sind, daß eigentlich jede Gabe von Gott „dem Vater der Lichter“ kommt. Deshalb leugnet der demütige Christ die Gaben Gottes nicht weg, sondern dankt Gott für jede Fähigkeit des Leibes und Seele gleich der Gottesmutter, die sich in Demut eine Dienstmagd des Herrn nannte; in Erinnerung aber an das Große, das Gott gerade an ihr getan, den herrlichen Lobgesang anstimmte: „Hoch preiset meine Seele den Herrn!“

Demut ist ferner nicht Zagen und Zaudern, nicht feiges Wanken und Schwanken, nicht Flucht vor achtenswerten, segensbringenden Taten, im Gegenteil, gerade der wahrhaft Demütige ist bereit, Großes für Gottes Ehre und des Nächsten Heil zu wagen, zumal er ja auch nicht das Verdemütigende des Mißerfolges scheut, das sich selbst dann einstellen kann, wenn der Mensch sein Mögliches getan hat. Weil der Demütige all sein Vermögen und Können als von Gott dem Allmächtigen kommend betrachtet, weil er so weiß, daß er diesen Allmächtigen hinter sich hat, kann er mit viel mehr Mut und Aussicht auf Erfolg an die Ausführung großer Pläne herantreten als der Stolz, der Gott nicht auf seiner Seite hat, dem Gott vielmehr ein Gegner sein muß. Der Demütige wagt seine Kräfte in Ruhe ab, er überschaut mit gründlicher Ueberlegung seine Mittel, dann geht er aber auch vertrauensvoll zum Werke vor. Seine Sprache ist die Sprache des großen Völkerapostels: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt!“ (Phil. 4, 13). So kommt es, daß gerade die Demütigen, die Heiligen, die sich ganz klein vor Gott vorfinden, am tiefsten in die Geschichte der Kirche eingegriffen, immer segensvoll eingegriffen. Ein hl. Franziskus, der in echter Demut nichts, rein nichts von sich hielt, der aber in Gott das Größte wagte, hat seine Zeit erneuert, er hat eine neue Strömung in der Entwicklung der Kirche eingeleitet; und heute noch ist er Tausenden und Millionen Führer zu reinem, gottzugewandtem Leben und selbst denen, die von der Wahrheit abgeirrt, ein Stern des Friedens und der Freude.

Auch ist ein unwürdiges Wegwerfen der eigenen Person nicht Demut. Jeder Mensch, auch der Christ ist verpflichtet, seine Ehre vor den Menschen hochzuhalten, auf sich etwas zu geben. Und je mehr einer ein Vertreter der Sache Gottes ist, desto mehr hat er die Pflicht, seine Ehre als Mensch, als Christ, als Priester usw. zu wahren. Der göttliche Heiland hat mit scharfen Worten den Juden den Vorwurf gemacht, daß sie ihn entehrten. Und wie es verkehrt ist, in unsinniger Eiferucht seiner Ehre zu dienen, selbst das Leben leichtsinnig von sich zu werfen, wenn die Ehre ohne die Schuld ihres Trägers beschmutzt ist, so ist es ebenso verkehrt, sich vor der Welt zum Narren zu machen, seine Ehre unsinnig von sich zu werfen. Auch der Demütige weiß, wie wahr es ist:

„Der reinste Schatz in diesem irdischen Vant
Ist unbesetzte Ehre.“ (Chateaubre.)

Er weiß aber auch, daß ebenso wahr Nidererts Spruch

„Der Ehre kannst du wohl von andern leicht entbehren,
Wenn du dich selber nur zu halten weisst in Ehren!“

Der Demütige hält sich vor allem vor Gott in Ehren; er weiß dann, daß auch die Guten hier unten ihn ehren müssen; wird ihm aber die Ehre von Menschen, auch von Guten vor-
enthalten, trägt er es am mannhaftesten.

Was ist denn nun Demut?

Demut ist jene christliche Tugend, die im Lichte der Größe Gottes und der eigenen Nichtigkeit die ungeordnete Selbstüberschätzung und das ungeordnete Streben nach einer Größe und Ehre, die uns gar nicht zukommt verschmäh, und den Willen, der sich selbst erheben will, zur Selbsterniedrigung geneigt macht.

Der hl. Philippus Neri, ein großes Vorbild echter Demut, hat das Wesen dieser lebenswürdigen Tugend treffend gekennzeichnet, als er sagte: „Demütig sein heißt, die Welt verachten, keinen seiner Mitmenschen verachten, sich selbst verachten und die Verachtung verachten.“

Diese Worte sind so klar, so faßlich, daß wir an sie die Erklärung vom Wesen der Demut anlehnen wollen. Doch davon das nächste Mal!



Ein Sonntag vor Allerseelen

Müder Herbstsonnenschein liegt über die Erde und verseht die Menschen noch einmal in die Bonnen des dahingeschwundenen Sommers. Es ist Sonntag und alle Wege, die aus der großen Stadt hinausführen, voll eilender Menschen, die noch einmal danach streben, sich in freier, frischer Luft zu erquicken.

Ein reger Geschäftsverkehr mit getrockneten Blumen und Kränzen entwickelt sich an den Straßenenden, denn es ist der letzte Sonntag vor Allerseelen, und Hunderte von Menschen aus dem Handwerks- und Arbeitsstande pilgern hinaus, um an dem arbeitsfreien Tage die Gräber und Ruhelstätten ihrer Lieben zu schmücken.

In einer kleinen Wohnung auf der Brückenstraße sitzen zwei junge Mädchen am Kaffeetisch; keine derselben aber scheint sich des Genusses zu erfreuen.

Beide sind jung und seit einigen Monaten ganz verwais.

Auf den ersten Blick erkennt man in ihnen die größten Gegensätze, die man sich bei Schwestern kaum denken kann.

Mit ernstem, herbem Gesichtsausdruck, blaß verhärmt, noch in tiefe Trauer gekleidet sitzt die ältere ihrer Schwestern gegenüber und schaut mißbilligenden Blickes auf das Tun und Gebaren derselben.

Auf dem Sofa zurückgelehnt, den dunklen, kochenden Topf mit dem blühend schönen Gesicht in den emporgehobenen verschränkten, weißen Händen hin- und herwiegend, trällert die roten Lippen eine leichte Operettenmelodie, wozu die kleinen Füße unter dem Tisch lebhaft den Takt schlagen.

Es ist ein ungemein reizendes, lebensvolles Bild, welches das junge Mädchen bietet, aber ein Zug von Frivolität in den feinen Zügen, der jede Blick in den dunklen Augen und die Nachlässigkeit in der Kleidung, die grell von dem einfachen, schwarzen Kleide Melittas absticht, wirken abstoßend auf den Beschauer.

„Ach bitte Dich, hör auf zu singen; es ist mir wirklich nicht danach, heute an unserer Mutter Todestage. Ob du auch wohl einen Augenblick daran gedacht hast!“

Diese Rede macht nicht den geringsten Eindruck. Rosa verändert ihre Stellung nicht, der ganze Körper scheint sich im Tanze zu wiegen.

„Ich habe Kränze besorgt und um vier Uhr einen Wagen bestellt! Mach, daß Du Dich umkleidest, wir wollen hinausfahren und die Gräber schmücken, das Wetter ist so schön — wer weiß, wie es morgen ist. Rosa, ich bitte Dich — Du mußt mit! Dir ist eine innere Einsicht mehr als nötig, vielleicht daß Du noch —“

„Nimmer predige weiter — es rührt mich nicht! Auf den Kirchhof — nichts ist mir verhaßter als dieser Ort — steh mich doch nur an, ob ich dahin passe? Ich bin doch keine Trauerweide! Geh' Du nur so oft Du willst, aber ich — ich gehöre wo anders hin!“ Sie sagt es

mit lächelnden Lippen, die letzten Worte sogar mit einem Anflug von Schelmerei, so als ob sie ein kleines Geheimnis für sich habe, von welchem Melitta nichts wisse.

Das ruhige Gesicht der Schwester entfärbte sich noch tiefer, dann aber stieg eine heiße Roteswelle bis in die Stirn.

Sie schob die Tasse zurück, stand auf und ging ein paarmal in dem freundlich behaglichen Zimmer auf und ab, um sich augenscheinlich zur Ruhe und Ueberlegung zu zwingen. Dann blieb sie vor der Schwester stehen und hob mit bebender Stimme an: „Weißt Du, daß wir in drei Tagen Allerseelen haben?“

„Es gelästet mich nicht, daran zu denken.“ „Weil Du das leichtfertige Geschöpf bist, das Gottes Erde trägt! An diesem Tage ist es ein Jahr, daß wir Deinen Bräutigam begruben. Und Du kannst das vergessen?“

„Was geht's mich an, wenn er so toll ist. Er brauchte sich ja nicht freiwillig zum Militärdienst zu melden.“ Ein Schrei der Entrüstung entfloß den Lippen Melittas und sie sah entsetzt in das Gesicht der Schwester.

„Ist nichts mehr imstande, Dein in Vergewöhnung- und Gefallsucht versunkenes Herz zu erschüttern? Selbst nicht die Erinnerung an jene schrecklichen Tage? Nicht das Gedächtnis an unsere Mutter, welcher Dein Leichtsinns ein Nagel zum Sarge geworden? Ich beschwöre Dich, komm mit mir und suche den Weg zu einem ruhigen, nützlichen Leben. Komm mit mir, wir wollen zusammen —“

„Woh' Dir keine Mühe, bitte, was Du mir vorpredigst, ist so furchtbar langweilig; wir sind eben zwei Naturen — Du gehörst ins Kloster und ich —“ sie stand auf und reckte ihre feine, schlankte Gestalt in die Höhe — „ich, damit Du's nun auch weißt — gehöre auf die Bühne und bin bereits fürs Ballet engagiert. Ich gehe jetzt zu meiner Freundin, wie Du immer gedacht hast, in Wahrheit aber ins Theater nochmals zur Probe und heute 'abend — wenn Du mich sehen willst — trete ich zum erstenmale öffentlich auf!“

Melitta war zurückgewichen, Schritt um Schritt! Sie starrte die Schwester an, als sehe sie ein Medusenhaupt.

Eine Stunde später besand sich Melitta auf dem Friedhofe und beugte sich betend über die Ruhelstätten ihrer Lieben.

Leise flatterten die leichten, gelben Blätter nieder, leise schritten ernste, schmerzgefüllte Menschen an ihr vorüber, um einen Liebesgruß auf die immergrünen Gräber zu legen, und sie rang in ihrem Innern um Klarheit, um Rat und Hilfe in dem schweren Streite. Auf ihrem Heimwege noch betete sie für diejenige, die es ihr so oft gesagt hatte, was zu ihrem Frieden diente.

Leise erschauernd betrat Melitta die leere Wohnung und schon war sie frieblich eingeschummert, als ein greller, unheimlicher Klang sie weckte und aufschreckte.

„Ach, die Feuerwehr; Gott sei Dank, sie eilt vorüber!“ Trotzdem konnte sie nicht mehr einschlafen. Sie horchte und lauschte auf jedes Geräusch. Ihre Schwester — sie mußte auch bald kommen, jeden Augenblick. Die Uhr schlug schon elf!

Endlich! Schritte nahen der Tür, ein fremdes Tacken und Suchen — nun erschallte die Klingel laut und dringend.

Ein furchtbares Angstgefühl trieb sie empor. In wenigen Minuten öffnete sie.

Ein Bachtmann und eine Frauensperson standen vor der Tür. Melitta erkannte letztere, es war die Freundin, die leichtsinnige Beraterin ihrer Schwester.

„Kommen Sie schnell mit uns; es ist ein Unglück geschehen! Rosa —“

„Mein Gott! — Ein Unglück — schon so bald! jammerte Melitta.“

„Sie verlangt nach Ihnen!“ jammerte der Bachtmann und drängte zum Gehen.

Melitta fragte nicht, aber ein entsetzlicher Gedanke stieg in ihrer Seele auf.

Und sie fand ihn bestätigt, diesen furchterlichen Gedanken, als sie an den Platz kamen, wo das Theater lag, in welchem Rosa bestritten. Rauch und Dunst erfüllte die Luft; kaum

bermochten ihre Füße sie zu tragen und als sie von ihren Begleitern in ein Haus geführt wurde, in welchem sich eine bekannte Privat-Klinik befand, verhielt sie ihr Gesicht in ahnungs-vollem Grausen. Wilde, entsetzliche Beblaute erfüllten das Haus. Schredensbleiche entsetzte Gesichter und — von der lebensvollen schönen Mädchenblume war fast nichts mehr zu sehen wie ein Häuflein Asche! —

Rosas duftige Ballettröschchen hatten nach Schluß der Vorstellung in der Garderobe, wo sie nochmals im Uebermut des Erfolges ihre

Kunst vor den Kolleginnen zeigte, Feuer gefangen, und im wahnsinnigen Schreden trug sie die verheerenden Flammen durch den mit brenn-haren Stoffen gefüllten Raum.

Am Allerseelentage bettete man die verunglückte Tänzerin an der Seite ihrer Mutter, deren Bitten und Mahnungen einst fruchtlos an dem eitlem Sinn ihres unseligen Kindes verhallt waren. Mit den herabfallenden schweren Regentropfen mischten sich die Tränen Melittas, die in dieser Stunde für immer von der Welt Abschied nahm.

Das Beichtgeheimnis

Roman von Matthias Biank.

Nachdruck verboten.

2.

Ich weiß nicht, wie diese Liebe so plötzlich in mein Herz geschlichen kam. Ich habe das Er-blühen nicht gefühlt, ich wußte nur mit einem Male, daß die Liebe da war und daß du es warst, nach der alle Sehnsucht verlangte."

Martha Holländer, eine zierliche, schlanke Ge-stalt von kaum zwanzig Jahren, mit vollem Ge-sichte von leicht gebräunter Farbe, die etwas südländisches Blut verraten mochten, mit vollem, dunkelbraunem Haar, saß in einem Lehnstuhl, den Kopf weit zurückgebeugt.

Sinter ihr stand eine hochgewachsene Gestalt, die mit beiden Händen die Stuhllehne hielt und sich so tief zu ihr niederbeugte, daß der Mund mit den dünnen Lippen und dem rötlich blonden Spitzbarte fast das rosige Ohr streifte, das nur mit der unteren Hälfte aus der Haarfülle ragte.

Ernst Peruz, der nur in den scharfgeschnit-tenen Gesichtszügen und mit seinen braunen Augen eine kaum bemerkbare Ähnlichkeit mit seinem Bruder hatte, sprach mit halblauter Stimme zu Martha Holländer, der ja allein die ganze Leidenschaftlichkeit seiner Worte galt:

"Wie ein Dieb in der Nacht hatte sich die Liebe eingeschlichen, und nun möchte ich am lieb-sten aufjubeln, daß sie da ist. Weißt du denn, wie viele schlaflose Nächte ich in Ängsten grü-belte, ob ich den Mut haben dürfte, dir davon zu erzählen?"

Da griff Martha Holländer mit beiden Armen zurück, die seinen Nacken umschlangen und sein Gesicht an das ihre drückten.

"Aermster, du! Und doch du Ungeschickter, Törichter. Das hastest du nicht gemerkt, daß meine Augen dich schon längst gesucht hatten und daß mein Herz nur die eine Frage gekannt hatte: Warum kommt er nicht zu mir? Du warst ein ganz anderer wie alle, die mit süßen, saden Schmeicheleien um mich warben."

"Wie hätte ich so rasch die Kühnheit finden sollen? Wer war ich? Eine unbedeutende Person, ein unbekannter Ingenieur, der froh sein darf, von Bernhard Holländer Aufträge zu erlangen. Wie hätte dieser die Augen nach der Tochter Bernhard Holländers erheben dürfen?"

"Und doch hast du es jetzt getan?"

Dabei blühten lachend die weißen Zähne zwischen den roten Lippen und sie hob wie brohend den Finger gegen ihn.

"Ja! Wie in einem Rausche hatte ich es ge-tan. Das hatte ich nicht zu hoffen gewagt, daß du wirklich so einen armen, unbekannten Gesellen lieben könntest?"

"Glaubst du es nun?"

"Ja! Und als ich das Verständnis zum ersten Male von deinen Lippen vernommen hatte, da war es mir, als müßte ich alles nur geträumt haben. In diesem Augenblick hatte ich empfunden, wie groß das Glück ist, wie selig es den Men-schen machen kann. Aufjubeln hätte ich mögen, es in alle Welt hinauszuheilen: sie liebt mich! Und du bist mein! Bist du es wirklich? Sage es mir noch einmal, sag es mir immer wieder, damit ich dieses Glück stets wieder neu empfinde, damit diese Seligkeit kein Ende nimmt."

Martha Holländer war vom Stuhle aufge-

standen, sodaß sie ihm nun gegenüberstand, der sich gleichfalls aufgerichtet hatte.

"Ja, dein! Dich liebe ich, immer werde ich dich lieben und keine Versuchung kann so groß sein, daß sie dich mich entreißen könnte."

"Martha!"

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen.

"Wie kann ich dir je für so viel Liebe danken? Meine Gedanken gerätärtern sich, denn sie möch-ten etwas erfinden, was dir zeigen kann, wie groß meine Liebe ist. Glaube mir, ich wählte kein Opfer, selbst wenn es das schwerste oder das furchtbarste sein würde, das ich nicht gerne darbrächte, wenn ich mir dich damit gewinnen kann. Seit ich weiß, daß dein Herz für mich schlägt, will ich dich für mich erringen. Um jeden Preis!"

"Wannst du denn, daß ich dir je verloren gehen kann? Nein!" Sie schüttelte lebhaft den Kopf. Wenn alle Mächte sich gegen uns ver-bündeten, ich würde trohen."

"Dies ist der Glaube, der mich stark macht. Wäre es anders, so würde ich nur mit Un-gewißheit dem Ende des heutigen Tages ent-gegengehen."

"Warum dem Ende des heutigen Tages?"

"Weißt du, warum ich gekommen bin?"

"Nein! Hast du etwas vor?"

"Ich habe mich bei deinem Vater angemeldet. Er soll nun auch von unserer Liebe hören. Ich will von ihm sein Einverständnis erbitten, damit nichts mehr zwischen unserem Glück steht."

"Naja!" Ein leichtes Erschrecken war über ihr Gesicht gehuscht; sie kannte seinen starken Eigenwillen vor dem sie sich schon als Kind gekümmert hatte. Was würde dieser bestimmen?

Ihr Erschrecken war Ernst Peruz nicht ent-gangen; mit gütlicher Stimme fragte er: "Macht dich die Sorge mutlos?"

"Nein! Was auch kommen wird, ich bleibe dir treu!" Und sie drückte seine Hand; dann verließ er das Zimmer, um Herrn Bernhard Holländer in seinem Arbeitszimmer aufzusuchen.

Martha war an das Fenster gegangen; ihr Gesicht brannte. Um diese Glut zu fühlen, presste sie ihr Gesicht gegen die Glasscheiben. Ihr Vater! Was würde dieser bestimmen? Sie wußte, wie trotzig dieser stets seinen Willen durchzusetzen verstand; sie hatte dies oft beobachten können. Was würde dann sein, wenn er seinen Willen ihrer Liebe entgegensetzte?

Als ihre Mutter noch gelebt, hatte Martha es oft sehen müssen, wie diese stets dem Willen des Vaters gehorcht hatte, wie diese sogar oft vor seiner Stimme gezittert hatte, die so kalt und hart fordern konnte, als lebte in seinem Herzen kein wärmeres Gefühl, sondern nur der schrankenlose Eigenwille. Hatte sie vielleicht je etwas gegen seinen Willen erreicht? Nie hatte sie den Versuch gemacht.

Was von ihm bestimmt worden war, hatte sie stets getan, ohne dabei auch nur an einen eigenen Willen zu denken. Wenn er nun diese Liebe zerstören wollte? Was dann? Sie fühlte ein beklemmendes Angstgefühl, das so schwer auf ihrem Herzen lag, als würde es von einer eiser-nen, mitleidlosen Hand zusammengebrückt. Würde ihre Liebe stark genug sein, um einen solchen

Willen zu trohen? Dürfte sie das? Mußte sie nicht dem Vater gehorchen? Aber, ihre Liebe, ihr Glück? Mußte sie diese hinopfern, mußte sie auf alle Hoffnungen, die die junge Liebe er-baut hatte, verzichten, wenn der Vater es ver-langte? Würde dieser ihre Liebe verstehen können?

Martha Holländer ging in Gedanken ver-sunken auf und nieder. Wenn ihre Mutter noch lebte! Zu ihr hätte sie sich dann flüchten können. Die Mutter war stets voll Bärtlichkeit gewesen. Sie wußte es noch: als sie noch ein Kind ge-wesen war und damals über Schmerzen geklagt hatte, war sie von der Mutter an die Brust ge-drückt worden; und wenn dann deren weiche, gütige Hand auf der schmerzenden Wunden Stelle gelegen war, so war auch das Weh vergessen. So war die Mutter gewesen! Aber diese war schon lange tot und nur die Erinnerung lebte.

Nie aber hatte Martha von dem Vater ein zärtliches oder liebendes Wort vernommen, und nur Furcht hatte sie als Kind vor ihm empfunden. Und jetzt? War dies anders ge-worden? Was würde er bestimmen?

Martha Holländer war wieder an das Fenster gegangen und schaute auf die Straße hinunter. Wie die Zeit verstrich! Wie endlos! Es er-schien ihr, als hätte sie hier schon seit Ewig-keiten einer Entscheidung entgegengehangt. Was mochte in dem Arbeitszimmer ihres Vaters ge-sprochen worden sein? Ein namenloses Angst-gefühl bedrückte sie, als empfinde sie die Vor-ahnung einer großen, unbestimmten Gefahr. Da griffen ihre Hände nach dem Herzen, um das laute Pochen einzudämmen. Was war das? Ihr Gesicht lag dicht am Fenster.

Sie erkannte deutlich unten auf der Straße die Gestalt von Ernst Peruz, der den Hut in der Hand trug und anscheinend in der größten Erregung über die Straße rannte. Aus dem großen Tore mußte er gekommen sein. Nicht einen Augenblick zweifelte sie! Aber er warf seinen Blick zurück, seine Augen suchten ihre Fenster nicht: er schien fast fliehen zu wollen. Was bedeutete das? Das Ende ihres Glückes, das Ende der jungen, kaum erblühten Liebe! Nur damit konnte sie seine Flucht erklären.

Und er war rasch verzagt worden. Er hatte auch nicht den Mut besessen, dem Willen ihres Vaters zu trohen? Er war geflohen. Die Ge-stalt von Ernst Peruz hatte sich im Menschen-trübel verloren.

Langsam und schwerfällig, wie müde von einer großen Last, ging sie vom Fenster weg und sank in den Lehnstuhl. Mit großen Augen starrte sie dabei vor sich hin. Hier war sie ge-essen, vor wenigen Minuten, hier hatte sie die heißen Worte seiner Liebe gehört, hier hatte sie das Glück gefühlt! Und nun? Sollte denn alles vorbei sein? Warum war denn sein Trost nicht stärker gewesen? Weiß sie in sich selbst ein größeres Vertrauen? War sie selbst nicht ebenso verzagt gewesen? Dabei quälte sie noch die Un-sicherheit, die Ungewißheit über das Geschehene. Was hätte Ernst Peruz wie zur Flucht fort-treiben können? Da war sie mit einem schnellen Entschlusse aufgesprungen. Sie wollte Gewiß-heit haben! Sie wollte mit ihrer Liebe stärker sein als Ernst Peruz, sie wollte halten, was sie versprochen hatte. Ihr Weg konnte sie jetzt nur nach dem Zimmer ihres Vaters führen, um es ihm zu sagen: Du, ich liebe den, den du fort-getrieben hast. Und mein Herz kann nur ihm gehören, selbst wenn ich Not und Schmach mit ihm teilen müßte. Das wollte sie tun. Zum ersten Male wollte sie es so sein, um ihrer Liebe willen.

Sie verließ ihr Zimmer. Aber als sie dann vor der Türe stand, die zu ihrem Vater führte, fühlte sie doch noch ein Schwächegefühl auf-steigen. Nur einen Augenblick. Dann griff ihre Hand nach der Türklinke und sie öffnete. Raum aber hatte sie einen Blick in das Arbeitszimmer geworfen, ehe sie es noch mit einem Fuß be-treten hatte, da schrie sie gellend auf. Wie er-starrt war sie dabei stehen geblieben, denn das Entsetzen hatte sie gelähmt.

(Fortsetzung folgt.)